



Aus Freude am Lesen

In Berlin Zehlendorf wird ein Mann ermordet in seiner Wohnung gefunden. Seltsame Codes im Internet bringen die Radioreporterin Emma Vonderwehr auf eine brisante Spur: Der allseits beliebte Grundschullehrer verkehrte in rechten Kreisen. In seinem brandenburgischen Heimatort findet Emma heraus, dass der Schlüssel zu dem Mord in der DDR-Vergangenheit des Opfers liegt. Weitere Menschen sterben, und auch Emma steht auf der Liste der Täter. Die junge Journalistin muss sich entscheiden: Macht sie ihre Entdeckungen öffentlich, um Schlimmeres zu verhindern, oder verhält sie sich loyal zu ihrem Partner Kommissar Edgar Blume, der auf den Fall angesetzt ist?

© Anja Müller



MECHTHILD LANFERMANN ist 1969 in Niedersachsen geboren. Sie studierte Theater, Film- und Fernsehwissenschaften und später Journalistik an verschiedenen deutschen Hochschulen und an der Sorbonne in Paris. Nach dem Studium arbeitete sie als Reporterin und Redakteurin beim WDR, bei *Radio Bremen*, beim RBB und bei *Deutschlandradio Kultur*.

Als Dozentin an der Hochschule für Musik, Theater und Medien in Hannover lehrt sie seit kurzem Hörfunk. »Wer ohne Liebe ist« ist der zweite Fall für die junge Radiojournalistin Emma Vonderwehr und Kommissar Edgar Blume. Mechthild Lanfermann lebt mit ihrem Mann und zwei Kindern in Berlin.

MECHTHILD LANFERMANN BEI BTB:

Wer im Trüben fischt. Kriminalroman (74376)

Mechthild Lanfermann

Wer ohne Liebe ist

Kriminalroman

btb



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Lux Cream*
liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Originalausgabe August 2013

Copyright © btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
München

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Umschlagmotiv: Trevillion Images / Adrian Muttitti;

Shutterstock / Shebeko

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

SL · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74377-3

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de

Er war 18 Jahre, als die Staatssicherheit ihn auf dem Weg zur Arbeit abfing. Er hatte sie nicht kommen hören, er war müde und dachte an den Tag, der vor ihm lag. Sie packten ihn am Arm und stießen ihn in einen fingierten Lieferwagen. Niemand sagte ein Wort. Auch der Junge nicht. Er hörte sein Herz schlagen und fragte sich, was er verbrochen hatte.

Sie brachten ihn ins Untersuchungsgefängnis Hohenschönhausen. Dort musste er sich nackt ausziehen, mehrere Männer untersuchten seinen Körper, schauten ihm in den After und schoben seine Vorhaut zurück. Er wickelte seine Arme um seinen dünnen Jungenkörper und schämte sich vor den Blicken. Dann bekam er ein Paar ausgeleierte braune Pantoffeln, einen blauen Trainingsanzug, Bettwäsche und Waschzeug und wurde in einen Raum gesperrt, in dem ein Bett, eine Toilette und ein Waschbecken standen. Der Junge weinte die ganze Nacht. Er bat nicht darum, jemanden anrufen zu dürfen, er wagte es nicht. Am nächsten Morgen brachte man ihn zum Verhör in einen anderen Stock des Gebäudes. Dort teilte man ihm mit, dass er wegen des Überfalls am 17. Oktober 1987 in der Zionskirche verhaftet worden sei. Zeugen hätten ausgesagt, er wäre der Anführer der Aktion gewesen. Ihm drohe gemäß Paragraph 215 StGB der DDR wegen Rowdytum eine Gefängnisstrafe bis zu 5 Jahren.

Der Junge versuchte ruhig zu bleiben. Er sagte, dass er nichts von dem Überfall gewusst hatte. Dass seine Freunde

ihn mitgenommen hatten. Dass er auf keinen Fall die Aktion geplant hatte.

Der Mann am Schreibtisch, ein älterer Herr mit schütterem Haar und toten Augen, legte wortlos Fotos auf die Tischplatte. Sie zeigten den Jungen im allgemeinen Tumult der Prügelei. Auf einem Bild stand er vor einem Mann, der vor Schmerz zu schreien schien. Er hielt sich beide Hände vor das Gesicht, Blut quoll ihm durch die Finger. Auf einem anderen Foto kniete er vor einer Frau, die reglos und blutüberströmt auf dem Boden lag.

Der Junge betrachtete lange die Fotos. Er hörte wieder die Schreie und fühlte die Panik in sich aufsteigen. Die Frau auf dem Boden hatte wie tot dagelegen. Aber er hatte doch gar nichts gewusst.

Der Junge machte den Mann hinter dem Schreibtisch darauf aufmerksam, dass er auf keinem Bild eine Eisenstange oder einen abgebrochenen Flaschenhals wie die anderen bei sich trug. Dass er den Verletzten helfen wollen. Er bemühte sich, das Zittern in der Stimme zu unterdrücken, und hoffte, dass sich das Missverständnis bald aufklären würde. Der Herr mit dem schüttereren Haar notierte akribisch, was der Junge sagte, und schickte ihn zurück in seine Zelle.

In den Tagen und Nächten darauf wiederholte sich der Vorgang. Nachts hielten sie ihn mit Kontrollen, lautem Rufen und Lichtattacken wach. Bald schlief er gar nicht mehr. Er kauerte zitternd auf der Pritsche und horchte, ob sich wieder ein Wachmann mit lautem Stiefelknallen näherte oder ein anderer Häftling schrie. Am Tag saß er wieder vor dem Mann mit den toten Augen, hörte die Anklage und beteuerte erneut seine Unschuld.

In den folgenden Monaten der Verhöre, Demütigungen und des Schlafentzuges versuchte der Junge zweimal, sich das

Leben zu nehmen. Einmal schluckte er einen vergessenen Rest Waschpulver der Marke Imi, was ihm eine Phosphatvergiftung und anschließende Magenspülung einbrachte. Der Arzt auf der Krankenstation spritzte ihm dreimal täglich Medikamente in den Bauch und sprach von einer Fehlsteuerung des Gehirns. Stumm beobachtete der Junge den Arzt und die Schwestern. Manchmal schien es ihm, als laufe Blut aus ihren Mündern und an den Händen wuchsen ihnen Krallen. Er fürchtete, verrückt zu werden, und wehrte sich gegen die Behandlung. Sie mussten ihn beim Spritzen mit drei Helfern ruhigstellen.

Nach zwei Wochen brachten sie ihn zurück in die Zelle. Wieder folgten Verhöre und nächtliche Störungen. Bei seinem zweiten Selbstmordversuch, am Abend seines 19. Geburtstages, knüpfte er zwischen zwei nächtlichen Kontrollen eine Schlinge in das Betttuch und hängte sich damit an einem Spalt am Fenster auf. Das Betttuch, mürbe von vielfacher Benutzung, riss unter der Belastung. Zu diesem Zeitpunkt verhandelten bereits Unterhändler der Staatssicherheit mit den zuständigen Organen der BRD über einen Austausch. Nach einem halben Jahr wurde er gegen Devisen in Höhe von 10 000 DM an die innerdeutsche Grenze gebracht und aus der DDR ausgewiesen.

Mitte der 90er Jahre kehrte der Junge, der nun ein Mann war, zurück. Die DDR gab es nicht mehr, seine Akte, so erfuhr er auf der Gauck-Behörde, sei nicht auffindbar. Der Mann sah älter aus, als er war. Noch immer schreckte er jede Nacht aus dem Schlaf auf und meinte, das laute Klacken der eisernen Türriegel zu hören und die Schritte der Wachleute, die ihn holen wollten. In der Fremde war es ihm nicht gelungen, das alles zu vergessen. In der alten Heimat hoffte er nun, wieder der zu werden, der er einmal gewesen war. Er

kaufte sich ein Haus in dem Dorf, aus dem er kam, und versuchte, noch mal neu anzufangen. Aber in dem Maße, in dem er Fuß fasste, sich eine Existenz aufbaute und Freundschaften schloss, wuchs in ihm das brennende Verlangen herauszufinden, wer ihn damals verraten hatte.

Samstag, 22. März. Berlin, Kreuzberg

Mit einem Ruck war Emma wach. Sie lag allein in Blumes breitem Bett, die Tür zum Wohnzimmer stand offen, sie hörte ihn leise murmeln. Sie zog sich die Decke über den Kopf. Das Laken roch nach Sex. Ihr Handy klingelte, und sie streckte den Arm unter der Bettdecke hervor, um in die Tasche der Jeanshose zu greifen, die zusammengeknüllt vor dem Bett lag. Das Symbol des Bereitschaftsdienstes blinkte.

»Ja?«

»Einsatz mit Menschenrettung am Marschweg, Zehendorf. Polizei und Krankenwagen sind vor Ort, der Pressesprecher fährt auch los. Scheint größer zu sein. Willst du den Ü-Wagen haben?«

Sie kroch steif unter der Decke hervor und warf einen Blick auf die Armbanduhr, die auf dem kleinen Tisch am Bett lag. Der Dienst des Ü-Wagen-Technikers begann in einer Stunde. »Lass mich erstmal gucken. Vielleicht wird's nur was für die Nachrichten.«

Zerzaust stand sie vor dem Badezimmerspiegel und betrachtete beim hastigen Zähneputzen ihre Augenringe. Heute war Jennis erster Todestag. Sie hätte gestern Abend nichts trinken dürfen, schließlich hatte sie Bereitschaft gehabt. Zum Glück war der Anruf erst jetzt gekommen.

In der Küche stand Hauptkommissar Edgar Blume in Unterhose und versuchte trotz brummenden Kopfes zu verstehen,

was der Anrufer ihm gerade gesagt hatte. Langsam wiederholte er:

»Der Lehrer ist tot?«

»Ja. Eben kam der Rundruf, alle müssen ins Vereinsheim kommen. Alibi klarmachen.«

Blume fror. Er stellte sich auf den Läufer im Flur.

»Wieso Alibi?«

»Rocco Schmitz wollte ihn sich gestern vorknöpfen. Der Hooligan mit der Jacke von Lokomotive Leipzig, der Kleine mit der ...

»Ja ja, ich weiß schon. Hat dieser Schmitz also den Lehrer umgebracht?«

»Nee. Weiß nicht. Angeblich hat Schmitz gesagt, der Lehrer hätte noch gelebt, als er mit ihm fertig war. Er hätte ihn nur derbe vermöbelt.«

Blume nieste. Ich muss mir was anziehen, dachte er. Laut sagte er:

»Warum hat er den Mann verprügelt?«

»Der Lehrer hat die Drogen aus dem Verkehr gezogen. Vorerst, hat er gesagt. Bis wieder Ruhe herrscht. Ihm war das alles zu heiß geworden. Rocco ist total ausgerastet. Seine Zulieferer aus Tschechien sind ihm im Nacken. Wenn er das Zeug nicht verkaufen kann, dann kann er sie nicht auszahlen. Und bei denen hat man besser keine Schulden.«

In der Toilette rauschte die Spülung. Das hieß, dass Emma jetzt wach war. Blume senkte seine Stimme.

»Wo sind die Drogen jetzt? Hat dieser Hooligan, der Schmitz sie?«

»Ich glaube nicht. Er hat gesagt, er hätte nichts gefunden.«

Emma kam rein. Ohne ihn anzusehen, griff sie nach der Espressokanne und schraubte sie auseinander. Blume be-

trachtete sie. Ihre Bewegungen waren müde, aber gleichzeitig ging eine Hitze von ihr aus, als stünde sie unter Strom. Er kannte diesen Zustand. Halblaut sagte er ins Telefon:

»Gut, wir sprechen uns. Wiederhören.«

Er warf den Hörer auf den Esstisch, ging zu Emma und strich ihr von hinten leicht über die Schulter. Sie drehte sich kurz zur Seite, er sah sie lächeln. Der Kaffee zischte leise auf der Gasflamme. Sie nahm die Kanne vom Herd, goss beiden eine Tasse ein und sagte:

»Ich hab einen Einsatz. Ein Toter, Marschweg in Zehendorf.«

Jetzt ist schon die Presse dran, dachte er. Ich muss mich beeilen.

Sie trank den Espresso und verzog die Lippen bei der Berührung mit dem heißen Getränk. Blume sah weg. Er konnte es nicht ertragen, wenn sie so nachlässig mit ihrem Körper umging. Er fragte:

»Was ist mit Johann?«

Sie schwieg, das pure schlechte Gewissen. Sein Sohn war ein begeisterter Fußballspieler, und Emma hatte schon vor Wochen zugesagt, zum Auftaktspiel der Saison mitzukommen. Johann war nicht gerade gut auf Emma zu sprechen. Für ihn war sie der Grund für die Trennung seiner Eltern, auch wenn Blume schon ein halbes Jahr vorher ausgezogen war. Emma murmelte:

»Du wusstest doch, dass ich Bereitschaft habe.«

Ich muss ihm auch absagen, dachte Blume. Ich muss in die Wohnung kommen. Bevor die Spurensicherung alles durch hat. Er sah hoch. Emma war schon im Flur, sie kramte nach ihrem Aufnahmegerät. Er ging ihr nach.

»Er wird enttäuscht sein.«

Emma sah ihn an. »Wohl eher erleichtert.«

Sie standen voreinander. Emma war abfahrbereit, aber sie zögerte. Es ist noch etwas, dachte er. »Was ist los?«

Sie schluckte, schüttelte den Kopf. »Später. Sag Johann, dass ich arbeiten muss. Es tut mir leid.«

Das hört er schon zu oft von mir, dachte Blume. Hinter Emma fiel die Wohnungstür leise ins Schloss.

Im Hof schloss sie ihr Fahrrad auf und schob es vorbei an Glasscherben und Hundekot über die Straße. Jetzt Ende März taute der Schnee weg und brachte Reste von Silvester zum Vorschein. Emma hatte ihren ersten Berliner Winter hinter sich. Die Stadt war grau, der Schnee lag in schmutzigen Haufen auf den Fahrradwegen, und der Wind scheuerte die feuchte Nase wund. Ihre Wohnung am Alex wurde nicht richtig warm, und sie verbrachte immer mehr Zeit bei Blume hier in Kreuzberg. Sie mochte die Pizzeria unten im Haus, wo der Koch zu später Stunde italienische Punk-Musik auflegte. Sie fühlte sich wohl in der großen warmen Wohnung. Und sie mochte es, neben Blume aufzuwachen. Sie war so oft bei ihm, dass sie Angst hatte, ihn einzuengen. Noch schien er sich immer zu freuen, wenn sie zu ihm kam.

Auf dem Fahrradweg lag eine kaputte Bierflasche, Emma umfuhr sie vorsichtig. Auf der anderen Seite der Kottbusser Brücke warteten die türkischen Gemüsehändler an ihren Ständen auf Kundschaft. Emma warf einen Blick auf die U-Bahn, entschloss sich dann aber, die Strecke bis Zehlendorf mit dem Rad zu fahren. Auch wenn sie vermutlich eine halbe Stunde länger brauchen würde als mit der Bahn, war sie danach hoffentlich von ihrem Kater befreit.

Edgar Blume bog in den Marschweg und stellte sich in das Halteverbot. Der Beamte vor der Tür sah stirnrunzelnd zu ihm rüber, bis Blume ausstieg und den Mann grüßte. Der erkannte den Kollegen, nickte und ließ ihn wortlos durch die Absperrung ins Haus gehen.

Blume war gleich nach Emma eilig aus dem Haus gegangen und über die Stadtautobahn nach Zehlendorf gerast. Er wollte vor ihr und wichtiger noch vor den Kollegen des zuständigen Dezernates vor Ort sein. An der Wohnungstür begrüßte ihn erstaunt ein Arzt der Gerichtsmedizin.

»Hallo Edgar! Mit dir hab ich gar nicht gerechnet. Ich dachte, die Kollegen vom 11. sind an dem Fall dran.«

Blume lächelte kurz und ging wortlos an ihm vorbei in die Wohnung. Obwohl sie verwüstet worden war, erkannte er die penible Ordnung, die hier einmal geherrscht hatte. Die Bücher, die jetzt alle auf dem Boden lagen, waren staubfrei, an der zerbrochenen und heruntergerissenen Garderobe hatten nur zwei Jacken und ein teurer Regenschirm gehangen. Er ging einen Schritt rechts ins Wohnzimmer. Der Bildschirm des riesigen Flachbildfernsehers sah aus wie mit einer Axt zertrümmert, die Sessel waren aufgeschlitzt und die Bilder von den Wänden gerissen worden. Blume fluchte innerlich... Vermutlich hatten dieser Hooligan Schmitz und seine Kumpanen die Wohnung so zugerichtet. Aber wenn sie die Drogen tatsächlich nicht gefunden hatten, dann musste der Lehrer sie woanders versteckt haben.

Er trat wieder auf den Flur und ging geradeaus zum Tatort, in die Küche. Die Kollegen von der Spurensuche waren bei der Arbeit, das Blitzlicht des Fotografen stach bei den Aufnahmen grell in die Augen. Der Tote lag auf dem Rücken, das Gesicht Blume zugewandt. Seine Augen waren kaum mehr als blutverkrustete schwarze Löcher, die Wangenknochen drückten sich spitz unter der blau-violetten Haut ab. Blume hockte sich hin, um den Körper näher zu untersuchen. Der Mann trug ein schwarzes T-Shirt und eine Jogginghose, die Sachen klebten jetzt mit erstarrtem Blut an ihm. Seine Hände hatten sich in den Rand eines alten Helmes verkrallt, den er im Todeskampf eng an die Brust gedrückt hielt.

»Das waren mehrere, da wett ich mit dir.« Hinter Blume tauchte Schubert auf, der Chef der Spurensuche. Blume erhob sich schnell. Die beiden kannten sich seit über zehn Jahren. Schubert sah sich suchend um.

»Wo ist Erkenschwick? Immer noch auf Kur?«

Blume nickte. Sein Assistent Hans Erkenschwick erholte sich nach einer Drüsenoperation in einer Rehaklinik in Mecklenburg-Vorpommern. Blume schätzte den älteren Mann wegen seiner Berufserfahrung und Lebensweisheit, hoffte aber, Erkenschwicks Schweißdrüsen würden in Zukunft ihre Überproduktion einstellen. Mit Blick auf den Toten fragte Blume:

»Woran ist er gestorben? Innere Blutungen?«

»Wohl eher äußere. Hast du den Helm nicht gesehen?«

Schubert reichte ihm ein Paar Einweghandschuhe. Blume nahm sie, zog sie sich über und ging wieder in die Hocke.

Erst jetzt sah er, dass es sich nicht um einen Helm der Bundeswehr handelte, wie er zuerst gedacht hatte, sondern um eine alte Pickelhaube der preußischen Polizei. Vermut-

lich war das Ding von Sammlerwert. Die eiserne Spitze war bis zum Helmansatz in die Brust des Mannes gerammt worden.

Schubert beobachtete Blume ruhig.

»Was machst du hier? Ist doch gar nicht dein Fall!«

Blume stand wieder auf, trat einen Schritt zurück und strich sich die Haare aus der Stirn.

»Du weißt doch, wie das ist, dann wird jemand krank, und wir sollen übernehmen, und dann war keiner beim Tatort. Ich war sowieso in der Nähe.«

»Mmmh mmh. Komische Hobbys hast du.« Schubert nickte mit dem Kinn in Richtung des Toten.

»Dann können wir den jetzt also einpacken oder was? Ich hab heut auch noch was anderes vor.«

»Ja klar.« Blume warf einen Blick durch die Küche. Auch hier hatten die Eindringlinge gründlich gesucht. Auf dem Boden der kleinen Küchenzeile lagen zerbrochene Teller und Töpfe, ein Strauß hellroter Rosen lag zwischen den Scherben einer Vase.

»Hat es einen Kampf gegeben?«

»Davon kannst du ausgehen, so wie der aussieht.« Schubert schnäuzte sich in ein buntkariertes Taschentuch. »Aber vom Kampf allein kann das alles nicht kommen. Die haben was gesucht.« Er stopfte sein Taschentuch zurück in die Hose und tippte Blume zum Abschied auf die Schulter.

»Und wenn du was von Hans hörst – schöne Grüße! Er soll sich ordentlich erholen!«

»Werd ich ausrichten.«

Die Holzdielen unter seinen Schuhen knarrten leise, als Blume wieder in den Flur trat und die Tür zum Schlafzimmer auf der gegenüberliegenden Seite aufstieß. Die Täter hatten die Matratzen aufgeschlitzt und die Kleider aus

dem Schrank gerissen. Vorsichtig öffnete Blume die oberste Schublade einer Kommode und tastete den Boden der Ablage ab.

Die Fahrer der Gerichtsmedizin trugen den Sarg in die Wohnung. Sie blockierten den engen Flur, an dessen anderem Ende Blume jetzt eine wütende Stimme sagen hörte:

»Spinnt ihr, den Toten schon zu bewegen! Ihr sollt auf uns warten, Herrgottnochmal!«

Blume fuhr mit den Händen schnell über die anderen Schubladenböden. Jetzt hörte er, wie Schubert in den Flur kam und den Kollegen vorne an der Tür zurief.

»Beruhigt euch mal, der Blume war schon da und hat sein Okay gegeben.«

Blume schloss möglichst geräuschlos die Kommode und trat in den Flur. Er bemühte sich, ein gleichgültiges Gesicht zu machen.

»Hallo Hermann, ich war grad bei Karin, unser Haus ist doch hier gleich...«

»Ist mir scheißegal, wo du warst, du hast hier nichts zu suchen, klar!«

Hermann Wöns, Leiter der 11. Mordkommission von Berlin, stand mit hochrotem Gesicht in der Tür. Blume hob beschwichtigend den Arm.

»Kann ich dich mal kurz unter vier Augen sprechen?«

Wöns kniff seine Lippen zusammen und schob seinen mächtigen Bauch an dem Sarg vorbei auf Blume zu. Der legte seinen Arm um die Schultern des Kollegen und schob ihn vor sich in das Schlafzimmer. Dann schloss er die Tür zum Flur hinter ihnen. Die Kollegen im Flur hörten nur noch leises, aber heftiges Gemurmel. Schubert zuckte mit den Schultern und bat seine Leute, den Leichnam wegzuz-

schaffen. Es war schließlich Samstag, und er hatte Besseres vor, als sich den Tag mit dem Kompetenzgerangel der Berliner Mordkommissionen zerschießen zu lassen.

Als Emma in den Marschweg einbog, sah sie als Erstes den Übertragungswagen ihres Senders. Er parkte vor dem rot-weißen Absperrband der Polizei. Einen Moment ärgerte sie sich darüber, dass sich die Wochenendredakteurin nicht an ihre Absprache gehalten hatte. Allein mit ihrem Mikro schaffte sie es eher, Nachbarn oder Passanten eine Beobachtung herauszulocken. Bei dem auffälligen Wagen gab es immer einen Pulk von Neugierigen, und ein vertrautes Gespräch war kaum mehr möglich. Aber dann machte sie sich klar, dass sich die Redakteurin nicht an ihre Wünsche halten musste, sondern letztendlich verantwortlich für den Einsatz war. Vielleicht wusste sie ja mittlerweile mehr über den Fall und hatte sich deshalb anders entschieden.

Der Techniker war gerade dabei, den Sendemast hochzufahren. Er saß hinten im Wagen an der Computerstation, die Seitentür des Transporters stand trotz der Kälte offen. Manuel war noch jung und im Grunde ein netter Kollege. An einem Samstagmorgen eine Stunde früher zum Dienst gerufen zu werden hatte aber auch seine Laune nicht gerade gesteigert. Emma fühlte sich nach der Fahrt durch den kalten Wind frisch und konzentriert. Ihre Wangen glühten. Sie war bereit, es mit einem Todesfall und einem schlecht gelaunten Techniker aufzunehmen.

»Morgen, Manuel«, sie öffnete die Beifahrertür und legte ihre Tasche ab. Den Mantel ließ sie erstmal an. Manuel hielt

den Blick weiter auf den Außenspiegel, bis der Sendemast Millimeter vor einem kahlen Eichenast zum Stillstand kam. Dann drehte er sich zu Emma um und grinste.

»Morgen. Soll ich uns Kaffee holen? Ich müsste auch noch austreten.«

»Ok, lass mir den Schlüssel hier. Ich nehme erstmal mein Gerät.«

Emma nahm das kleine flache Aufnahmegerät aus ihrer Tasche und überprüfte den Ladestatus. Kälte konnte die Batterien erstaunlich schnell entladen. Deshalb trug Emma das Gerät bei langen Fahrten auf dem Fahrrad lieber in der Innentasche ihrer Jacke, aber daran hatte sie heute Morgen nicht gedacht. Zum Glück leuchteten alle vier Balken der Batterieanzeige. Emma warf einen Blick die Straße hinunter. Es war eine stille Seitenstraße mit Bürgerhäusern aus der Jahrhundertwende, von alten Bäumen gesäumt und mit Vorgärten versehen, die, typisch für den Kiez, selbst jetzt mit Winterastern und immergrünen Sträuchern einen gepflegten Eindruck machten. Vor dem Haus rechts von ihnen parkten hinter dem Absperrband ein Notarzt und mehrere Polizeiwagen. Die Tür zum Haus stand offen, kein Mensch war zu sehen.

Manuel schloss hinter ihr den Wagen, reichte ihr die Schlüssel und trabte den Bürgersteig hinunter zur nächsten Querstraße. Grüßend ging er an einem kleinen Grüppchen von Anwohnern vorbei, die eng beieinander standen und sich mit düsteren Mienen unterhielten. Emma warf noch einen Blick auf das abgesperrte Areal. Noch immer war niemand zu sehen. Also ging sie zunächst zu der Gruppe der Nachbarn, die ihr mit einem Gemisch aus Misstrauen und Neugier entgegenblickten.

»Guten Morgen. Ich komme von RadioDirekt. Mein Kollege und ich wurden von der Polizei informiert, um die Berliner über das Geschehen hier zu unterrichten.« Emma setzte ihr, so hoffte sie, vertrauenserweckendes Lächeln auf und hob kaum merklich ihr daumengroßes schwarzes Mikrofon, das bisher halb im Ärmel versteckt an ihrer Seite herunterhing. Vor ihr standen zwei Männer und eine Frau, die unterschiedlich reagierten. Die Frau drehte schnell den Kopf weg vom Mikrofon. Emma schätzte sie auf Anfang sechzig. Sie hatte sich nur eine dünne Jacke übergeworfen und schien zu frieren. Ein Mann stellte sich breitbeinig vor Emma hin. Er trug Joggingklamotten, war aber noch nicht weit gekommen, denn weder sein Gesicht noch seine Kapuzenjacke wiesen Spuren von Schweiß auf. Emma schätzte ihn ein paar Jahre jünger als sie, Ende zwanzig, Anfang dreißig. Er knetete seine Finger und richtete seinen Blick auf das Mikrofon.

»Ja, schlimme Sache. Wir wissen auch noch nichts Genaues. Soll wohl um den Lehrer gehen, der da im Erdgeschoss wohnt.«

Emma zog das Mikro etwas zu sich heran. Der Mann sprach ungewohnt laut, und sie wollte keine Tonverzerrung riskieren.

»Ein Lehrer, sagen Sie? Wissen Sie den Namen?«

Jetzt verschränkte der Mann seine muskulösen Arme und sah Emma finster an.

»Ich denke, Sie werden von der Polizei informiert?«

»Ja, das stimmt.« Emma registrierte aus den Augenwinkeln, dass in dem Haus, vor dem sie standen, leise ein Fenster geöffnet wurde. Hinter dem Vorhang blieb eine Gestalt verborgen, die offensichtlich ihrem Gespräch lauschen wollte.

»Wir werden informiert, dass hier ein Einsatz stattfindet.

Später erfahren wir dann alles vom Pressesprecher der Polizei. Aber jetzt wollen wir die Beamten natürlich nicht in ihrer Arbeit behindern und recherchieren erstmal hier vor Ort.«

Dem Mann schien die Antwort zu genügen, er nickte und löste wieder seine abwehrende Armhaltung.

»Lukas Brinkmann heißt der. Ich wohn hier im Haus und wollte gerade raus zum Joggen, da hat mich die Frau Jawes aufgehalten. Da ist was passiert, meinte sie.«

Emma lehnte sich kaum merklich zu der Frau.

»Sie sind das, ja? Was war denn passiert?«

Aber die Frau schüttelte nur den Kopf und trat noch einen Schritt zurück. Mit klammen Fingern zog sie eine Zigarettenschachtel aus ihrer Jackentasche und steckte sich eine Zigarette in den Mund. Unbeholfen fuhr sie mit den Händen in alle Taschen, fand das offenbar Gesuchte nicht und nahm die Zigarette wieder aus dem Mund.

»Ich weiß gar nichts und will auch keine Scherereien.«

Emma seufzte innerlich. Sie wandte sich an den zweiten Mann in der Runde, einen kleinen runden Herrn im fast bodenlangen Wollmantel. Die wenigen Haare hatte er sorgfältig über den Kopf gekämmt, und hinter seinem Ohr klemmte ein schmales beiges Hörgerät. Zu ihrem Erstaunen glaubte Emma Tränen Spuren auf dem zerfurchten Gesicht zu sehen.

»Sie sehen sehr traurig aus. Kennen Sie den Mann?«

Obwohl Emma die Stimme gesenkt hatte, war der alte Mann bei der Ansprache zusammengezuckt. Er schien einen Moment zu überlegen, aber dann nickte er.

»Ein feiner Mann. Lehrer, hier an der Grundschule. Er hilft mir manchmal mit den Einkäufen.«

Die Stimme des alten Mannes klang rau, beim letzten Wort brach sie. Er sah Emma bittend an.

»Es ist doch nichts Schlimmes passiert, oder? Doch nicht hier in der Gegend!«

Ein schwarzes Auto fuhr langsam durch die Straße, die kleine Gruppe um Emma schaute auf. Die Frau ließ einen trockenen Schluchzer hören, der alte Mann fasste rückwärts nach einem Halt und stützte sich schließlich schwer atmend auf den schmiedeeisernen Zaun des Vorgartens. Der Leichenwagen hielt vor dem rot-weißen Band, der Fahrer wartete bei laufendem Motor. Ein Polizist kam aus dem Haus und hob das Band an, der Wagen fuhr durch und hielt direkt vor dem Haus. Zwei Männer in schwarzen Anzügen stiegen aus. Sie traten hinten an den Wagen heran, zogen einen Sarg heraus und verschwanden damit im Haus. Die Frau bei Emma schlug ihre Hände vor den Mund und lief kopfschüttelnd in ein Haus weiter oben in der Straße. Der alte Mann sagte weinerlich:

»Die arme Frau!«

Emma drehte sich zu ihm um.

»War Lukas Brinkmann verheiratet?«

Der Mann schüttelte den Kopf.

»Er hat eine Freundin. Eine ganz hübsche. Die arme Frau ...«

»Wissen Sie zufällig, wie die Freundin heißt oder ob sie hier irgendwo in der Gegend wohnt?«

Der Mann schwieg, er schien Emma kaum mehr wahrzunehmen. In seinem fahlen Gesicht zeichneten sich jetzt deutlich die Altersflecken ab. Seine Augen bekamen einen harten Glanz, als er murmelte:

»Dass die jetzt schon hier sind, die ...«

Emma stutzte und fragte:

»Wen meinen Sie mit ›die?‹«

Der Mann starrte gebannt auf die Tür, hinter der die Mit-

arbeiter des Begräbnisinstitutes verschwunden waren. Erst nach einer Weile schien er Emmas Frage registriert zu haben. Er schob sich seine flaumigen Haare wieder sorgfältig über den fast kahlen Kopf und sagte dann leise:

»Na, diese Banden. Ausländer. Asylanten.«

Emma sah erstaunt auf den alten Mann. Dann schaute sie zum Jogger, aber der zuckte nur mit den Schultern und lief in langsamen regelmäßigen Schritten von ihnen weg die Straße hoch. Emma dreht sich zu dem alten Mann und fragte:

»Wen meinen Sie? Wie kommen Sie denn darauf?«

Der Mann zog seinen Mantel jetzt enger um seine Schultern. Fast verächtlich sah er Emma an.

»Na, wer denn sonst?« Dann ging er mit kleinen, aber festen Schritten zu seinem Haus, öffnete die Gartentür und verschwand hinter der Haustür. Emmas gerufene Frage nach seinem Namen ignorierte er.

Emma speicherte die Aufnahme ohne große Überzeugung, etwas davon gebrauchen zu können. Mit einem Seitenblick auf das offene Fenster in ihrem Rücken sagte sie halblaut:

»Falls Sie Lust haben, sich mit mir zu unterhalten, brauchen Sie das nur zu sagen. Ich komme auch gerne zu Ihnen hinein.«

Einen Moment lang war Stille. Dann schloss sich das Fenster leise, und die Vorhänge wurden mit einem entschlossenen Ruck zugezogen.

Emma wartete über eine Stunde auf ein Interview mit dem Polizeisprecher. Sie saß mit Manuel im Ü-Wagen, trank den Kaffee, den er mitgebracht hatte, und telefonierte mit der Wochenendredakteurin. Die Fotografen der Zeitungen und

Agenturen schossen ihre Bilder, als die Männer vom Beerdigungsinstitut den Sarg heraustrugen. Emma sprach einen Polizeibeamten über das Absperrband hinweg an, der schweigend den Abtransport beobachtete, aber er schüttelte den Kopf. Der Polizeisprecher sei vor Ort und würde zu ihr herauskommen, sobald eine erste Stellungnahme möglich war. Emma schrieb aus dem wenigen, was sie wusste, und der Agenturmeldung eine Nachrichtenminute, die sie auf der Straße stehend aufnahm. Kurz vor elf öffnete sich wieder die Haustür, und Blume kam heraus. Emma schnappte sich das klobige Aufnahmegerät des Ü-Wagens. Es war schwerer als ihr mobiles Gerät, hatte aber den Vorteil, dass es über Funk mit dem Computer des Ü-Wagens verbunden war. So konnte die Aufnahme direkt von dem Techniker im Schnittcomputer bearbeitet werden.

Manuel warf die Aufnahme an, und Emma stellte sich an das rot-weiße Band. Blume war am Treppenansatz der Haustür stehengeblieben und unterhielt sich leise und anscheinend erregt mit dem Beamten, der mit seiner breiten Gestalt den Eingang des Hauses versperrte. Emma strengte sich an, aber sie konnte nicht verstehen, was die beiden sagten. Blume warf einen Blick zu ihr, sie lächelte und winkte mit dem Mikro. Er drehte ihr den Rücken zu und sprach weiter auf den Mann ein, der jetzt den Kopf schüttelte. Emma fragte sich, was da los war. Jetzt drehte sich Blume wieder um und ging die Treppenstufen am Eingang hinunter. Ohne sich nach ihr umzusehen, ging er schnell in Richtung seines Wagens. Emma biss sich wütend auf die Lippen. Blume ließ den Motor an und fuhr mit quietschenden Reifen davon.

Eine Viertelstunde später trat der Pressesprecher der Polizei aus dem Haus und winkte mit ernster Miene den Journalisten, zu ihm an die Seite der Absperrung zu kommen. Der Berliner Rundfunk hatte ein Fernsehteam geschickt, zwei Vertreter der Tageszeitungen warteten in parkenden Autos, eine Frau mit einer Handkamera und ein Mann vom Konkurrenzsender waren aufgetaucht. Der Mann studierte sein Aufnahmegerät und sprach immer wieder probenhalber in sein Mikrofon. Ein Praktikant, vermutete Emma. Sie selbst saß auf dem Beifahrersitz des Ü-Wagens und las Zeitung. Dabei hatte sie die Haustür hinter der abgesperrten Linie im Blick. Manuel spielte hinten im Wagen PC-Spiele am Computer. Als der Beamte auftauchte, stieg Emma aus dem Wagen, ging nach hinten und griff nach ihrem Aufnahmegerät. Manuel wechselte mit einem Blick nach draußen die Oberfläche auf dem Bildschirm und ließ die Fingerknochen knacken. Sie lächelten sich an – endlich ging es los.

Zufrieden sah der Pressesprecher auf die ihn umringenden Mikrofone und Papierblöcke. Er lächelte in die Richtung der Kamera und begann im üblichen Amtsdeutsch den Vorfall zu schildern.

»Leider muss ich Ihnen mitteilen, dass der hier gemeldete Lukas Brinkmann eines gewaltsamen Todes starb.«

Gegen sechs Uhr heute morgen hätten Nachbarn Lärm vernommen, dann einen Schrei. Sie hätten die Polizei informiert, die nach kürzester Zeit vor Ort gewesen sei.

Die Kamera surrte, der Mann lächelte, und Emma registrierte einen Fleck auf seiner Krawatte. Das wird ihn heute Abend ärgern, dachte sie, wenn er sich im Fernsehen sieht. Laut fragte sie:

»Ich nehme an, dieser Lukas Brinkmann wurde hier eben

im Sarg herausgetragen. Oder sind weitere Menschen verletzt worden?«

Der Pressesprecher sah auf Emma und ihr Mikrofon. Im Dezember hatte er sich bei einer Wasserleiche verplappert und ihr Details verraten, die noch intern hätten bleiben sollen. Emma fand, dass es nicht ihre Schuld war, wenn er ihr etwas erzählte, was sie noch nicht wissen sollte. Seitdem war er zurückhaltend, wenn sie ihn interviewte.

»Darüber kann ich Ihnen bei dem frühen Stand der Ermittlungen noch nichts sagen.«

»Kommen Sie, wir stehen hier seit Stunden«, sagte einer der Journalisten, der vor 10 Minuten mit dem Auto seiner Zeitung angebraust gekommen war, »können Sie uns und unseren Lesern nicht noch etwas mehr über den Fall erzählen?«

»Es tut mir leid, dass Sie so lange warten mussten«, der Pressesprecher lächelte jetzt wieder in Richtung der Fernsehkamera, »wir wollten sichergehen, dass zunächst die Angehörigen informiert sind.«

»Hatte der Mann denn Familie?« Die Stimme der Reporterin klang zaghaft. Emma kannte sie von anderen Pressekonferenzen, sie arbeitete als Freelancerin für verschiedene Webseiten.

»Darüber kann ich Ihnen natürlich auch keine Auskunft geben.«

Die Kollegin vom Fernsehen beugte sich mit dem Mikro vor und fragte: »Wie ist er umgekommen?«

Wieder lächelte der Beamte strahlend in die Kamera, bis ihm der Gedanke kam, seinen Gesichtsausdruck dem Ernst der Lage anpassen zu müssen, und er schlagartig die Mundwinkel wieder geradezog.

»Er ist zusammengeschlagen worden und anschließend,

mh, also quasi erdolcht worden. Mit einem scharfen Gegenstand.« Der Mann räusperte sich.

»Es muss einen ziemlich heftigen Kampf gegeben haben. Vielleicht sind die Täter auch verletzt. Sicher sind sie voller Blut.«

Er merkte, dass er den steifen Amtsjargon verlassen hatte und blickte jetzt wieder geradeaus in die Kamera.

»Wir bitten die Bevölkerung, uns bei derartigen Vorkommnissen zu unterstützen. Die Täter sind vermutlich mit dem Auto entkommen. Vielleicht hat jemand sie gesehen? Sachdienliche Hinweise nimmt jede Polizeidienststelle entgegen.«

Emma überlegte, wie sie ihre Frage unbemerkt von den Kollegen stellen könnte, aber da sich der Pressesprecher bereits umdrehte, blieb ihr keine andere Wahl, als das Thema vor aller Ohren anzusprechen.

»Ein Nachbar meinte eben, da steckten vermutlich Ausländer dahinter«, Emma hatte den Satz kaum ausgesprochen, da fuhren alle Köpfe zu ihr herum. Sie sah, wie die Kollegen von der Presse bereits etwas auf ihren Block schrieben, und fluchte innerlich. Vermutlich war ihre Frage jetzt Anlass für eine weitere populistische Schlagzeile.

»Gibt es einen Anlass für so eine Vermutung?«

Der Pressesprecher tat erstaunt. Er versuchte zu lachen, was ihm aber misslang.

»Wissen Sie, es wird schnell viel vermutet in der Nachbarschaft. Dafür gibt es nicht den geringsten Hinweis.«

Der Zeitungskollege fragte: »Wie werden die Ermittlungen jetzt weitergehen?«

Der Beamte schien sich einen Moment zu sammeln. Dann schaute er wieder mit festem Blick in die Fernsehkamera.

»Wir werden jetzt die Spuren sichern und die Tat aufklä-

ren. Durch das schnelle Eingreifen und das Know-how der Berliner Polizei wird dieser Fall bald gelöst sein.«

Klar, dachte Emma. Ihr Arm mit dem Mikrofon wurde schwer. Der Polizeisprecher räusperte sich.

»Ich kann Sie nur noch mal nachdrücklich auffordern, den Appell der Polizei weiterzuleiten: Wir bitten die Bevölkerung, sich bei Hinweisen zu den Hintergründen der Tat oder Beobachtungen an die nächste Dienststelle der Polizei zu wenden.« Dann machte er eine halbe Drehung und sagte noch: »Das war's, meine Damen und Herren.«

Das Licht der Fernsehkamera erlosch, die Journalisten überflogen die zitierfähigen Sätze. Die Freelancerin sagte leise zu dem Kameramann vom Fernsehteam:

»Das heißt also, sie haben keine Ahnung, was hier passiert ist.«

Der Kameramann lachte, der Beamte zuckte leicht zusammen. Er presste seine Papiere an die Brust und warf der Frau einen Blick zu. Dann drehte er sich um und ging schnell wieder zurück ins Haus.

Emma ging mit steifen Knien zu ihrem Fahrrad und schloss auf. Manuel hatte die Aufnahme bereits ins Funkhaus gesendet, sich von ihr verabschiedet und war vorgefahren. Für ihn blieb es heute bei diesem Einsatz, das Straßenfest, für das der Ü-Wagen ursprünglich eingeplant gewesen war, war vorbei. Er hatte seinen Dienst mit Kaffeetrinken und Zeitunglesen verbracht, unterbrochen von den kurzen Einspielen ins Nachrichtenfach. Manche Techniker waren froh über so einen Arbeitstag. Seit die Reporter selber in der Lage waren, die Töne digital zu bearbeiten, waren die Aufgaben der Techniker zusammengeschrumpft. Meist ging es nur noch darum, den Sendemast hochzufahren und das

Mikro aufzumachen. Auch die Reporter mussten in der Regel nicht mehr als ein paar O-Töne zur Verfügung stellen. Lange Sendestrecken, die Live-on-tape, also ohne Unterbrechung eingespielt wurden, aufwendige Reportagen oder kunstvoll komponierte Collagen waren nur noch selten gefragt. Die Beratungsfirmen, die wie riesige Kehrmaschinen durch die deutsche Radiolandschaft gedröhnt waren und flächendeckend ein Radioformat auf dem kleinsten gemeinsamen Nenner des Durchschnittshörers entwickelt hatten, nannten solche Beiträge Bremsen im Programm, Abschalter, Wegzapper. Außergewöhnliche Sendungen irritierten den Nebenbeihörer, störten im Hintergrundfluss von Servicemeldungen, launigen Moderatorenhinweisen und den bekannten Hits vergangener Tage. Da Emma hauptsächlich als Polizeireporterin arbeitete, war sie von der Entwicklung noch nicht so betroffen wie andere Kollegen. Mord und Totschlag waren noch immer interessant. Aber sie sah, was die Degradierung zum bloßen Mikrofonständer mit den Kollegen machte. Viele waren verbittert, manche wurden krank. Andere, vor allem die, die noch eine der raren Festanstellungen bekommen hatten, stumpften ab und versahen Dienst nach Vorschrift. Das waren die Schlimmsten, fand Emma, denn sie fingen an, ihre Arbeit zu hassen, und sie ließen ihre Umgebung dafür büßen.

Emma war von der Sundgauer Straße in die vierspurige Clay-Allee eingebogen. Sie fuhr rechts in ein Wohngebiet und hoffte, auf der Hauptstraße in Richtung Funkhaus herauszukommen. Hier war es sehr ruhig, erste Fenster der Einfamilienhäuser standen zum Lüften offen, es war klar und kalt. Der Schnee war schmutzig, aber von halbverschmolzenen Kotresten und Silvesterböllern wie in Kreuzberg war nichts zu sehen. Auf einmal zögerte Emma und bremste. Sie

stand vor der Straßeneinfahrt, in der Karin, Blumes Exfrau mit dem Sohn wohnte. Emma erinnerte sich noch genau, wie sie zum ersten Mal im Wagen vor dem Haus auf Blume gewartet und sich gefragt hatte, was sie um Himmels willen von diesem Polizisten mit Familie wollte. Johann war damals herausgekommen und hatte sie mit seinen feindseligen Augen vertrieben. Emma bemühte sich seitdem, Johann freundlich entgegenzukommen. Sie verstand, dass es leichter für den Jungen war, einer Fremden böse zu sein, als sich gegen Vater oder Mutter aufzulehnen.

Wann immer Blume seinen Sohn sehen wollte, stimmte sie dem zu und hatte bisher auch noch kein Treffen zu dritt abgesagt. Tatsache war jedoch, dass sie sich nicht gerade auf diese gemeinsamen Nachmittage freute.

Emma zögerte noch einen Moment, aber dann fuhr sie in die kleine stille Straße bis vor den roten Klinkerbau, stellte das Fahrrad ab und klingelte an der Haustür. Der Tote war Grundschullehrer gewesen, vielleicht hatte sie Glück und er hatte hier in der Nähe gearbeitet. Einen Vorwand, sich hier zu melden, hatte sie außerdem: Sie könnte sich für das geplatzte Treffen entschuldigen.

Emma hörte Karins schnellen Schritt aus der Küche in den Flur, und sie streckte ihr Rückgrat. Neben der großgewachsenen Karin mit der milchfarbenen Haut und den langen blonden Haaren fühlte sie sich immer wie ein Waldschrat. Unwillkürlich fuhr sie sich mit den Fingern durch das kurze dunkle Haar, das nach dem Fahren mit Wollmütze platt anlag. Aber als Karin die Tür öffnete, ließ Emma erstaunt die Hand sinken. Die perfekte Karin sah schlecht aus. Ihr Haar fiel strähnig auf den Strickpulli, ihre Haut war bleich und in den Mundwinkeln entzündet.

Ohne die Tür weiter aufzumachen, blieb sie im Türrahmen stehen.

»Guten Tag, Emma.«

Emma räusperte sich.

»Hallo Karin, ich wollte mich nur kurz bei Johann entschuldigen, dass ich heute doch keine Zeit habe. Bereitschaft.«

Karin lächelte unschön. Emma fiel auf, dass sie Ringe unter den Augen hatte.

»Schon gut. Er wird's überleben.«

Emma fuhr mit der Hand in ihre Tasche. Sie fühlte die perforierte Oberfläche des Mikrofons.

»Ein Mann ist getötet worden, hier in der Nähe. Er hieß Lukas Brinkmann und war Grundschullehrer. Kannst du ihn zufällig?«

Karin erschrak so, dass sie ihre reservierte Haltung Emma gegenüber vergaß. Sie schaute mit großen Augen, ihre rechte Hand fasste den Türrahmen, und ihre Knöchel traten hervor.

»Der Brinkmann? Das gibt es doch gar nicht!«

Emma fand den Aufnahmeknopf am Gerät.

»Kannst du ihn?«

»Wie ist denn das möglich? Das ist doch so eine gute Schule! Das kann doch nicht wahr sein!«

Jetzt hatte Emma das Mikro sichtbar in der Hand.

»Würdest du mir einen O-Ton geben?«

Karin schaute auf das kleine schwarze Mikrofon, sie zögerte und schaute zurück in den Flur. Emma sagte schnell:

»Ich nehme an, er war ein Lehrer von Johann. Du bist doch Elternvertreterin. Hattest du mit ihm zu tun?«

»Ja, ich...schon. Ich meine, er war immer...«, Karins Stimme zitterte, dann fing sie sich und schaute mit festem Blick auf Emma, »du, ich möchte das nicht.«

Emma hielt das Mikro weiter vor sich hin. »Warum nicht?« Sie merkte, dass ihre Stimme genervt klang, und bemühte sich, wieder ruhiger zu sprechen.

»Du sollst ja keine geheimen Dinge erzählen, ich möchte nur wissen, was das für ein Mensch war. Komm schon, Karin, ich mache hier nur meine Arbeit!«

Schon als sie den Satz aussprach, wusste sie, dass es ein Fehler gewesen war. Karin begriff, dass Emma aus der Not heraus zu ihr gekommen war. Als sie antwortete, hatte sie ihre Stimme wieder unter Kontrolle.

»Tut mir leid, Emma, aber ich kann nichts dafür, wenn du dir so einen Beruf aussuchst. Ich werde Johann von dir grüßen.«

Mit einem seelenvollen Lächeln auf den Lippen schloss Karin leise die Haustür.

Emma spürte, wie eine Welle von Wut und Scham in ihr hochstieg. Sie stopfte das Mikro zurück in ihre Tasche und ging rasch zu ihrem Fahrrad.

Hans Brinkmann legte eine letzte Schicht Bücher in den Karton und schloss die Klappen. Seine Knie schmerzten, und er setzte sich einen Moment auf die volle Kiste. Mit Fingern, grau vom Staub der Buchumschläge massierte er das Kniegelenk. Sein Blick ging über die halbvollen Reihen in den Regalen. Der Vorrat an Kisten, den er sich besorgt hatte, war bereits aufgebraucht. Allein die 20-bändige Kirchengeschichte auf dem obersten Brett würde zwei weitere Kisten brauchen. Brinkmann lächelte, als er zu den Bänden aufschaute. Hier hatte er seine Schätze aufbewahrt, und keiner der Stasi-Asseln hatte sich die Mühe gemacht, unter die rotgoldenen Einbände zu schauen. Der komplette Grass stand hier, Böll, Heiner Müller, Thomas Bernhard und Volker Braun. Du und deine Männer, hatte Margarete immer gesagt, wenn er wieder bis tief in die Nacht über ein Buch gebeugt blieb, warum lässt du dir nicht mal Ulla Hahn einschmuggeln, oder die Österreicherin, diese Elfriede Jelinek?

Jelinek, das fehlte noch, schließlich war er ein Mann der Kirche. Brinkmann hörte auf, sein Knie zu massieren, es nutzte doch nichts. Wie hätte er damals wissen können, dass dies die guten Zeiten waren – als Margarete noch lebte und er sich mit Lukas stritt. Immer gab es Türenknallen, Vorwürfe und Widerworte, und er hatte sich nach Ruhe gesehnt. Und dann war Margarete gestorben. Lukas lebte in Berlin, und die Stille, die jetzt im Haus herrschte, erschien ihm

lauter als jeder Streit. Ob sie Lukas einen Brief hinterlassen hatte? Lange hatte er sich nicht zu fragen getraut und dann von seinem feindseligen Kind keine Antwort erhalten. Aber was hätte sie schreiben können? Der Krebs hat gewonnen, aber du hast mich schon vorher besiegt? Schreibt man so etwas seinem fünfzehnjährigen Sohn?

Brinkmann nieste von dem Staub, der auf den Büchern lag. Er seufzte. Damals hatten er und Lukas sich nur noch angeschrien. Sie führten einen Kampf um jedes Flugblatt, das der Junge mit nach Hause brachte, um seine Klamotten, seine fremdenfeindlichen Sprüche, die er am Küchentisch fallen ließ. Lass doch, hatte Margarete geflüstert und ihre Hand auf seinen Arm gelegt, merkst du nicht, dass er dich nur provozieren will? Aber er hatte nicht aufhören können, nicht aufhören wollen, obwohl er wusste, dass seine Frau nicht mehr die Kraft für diese täglichen Kämpfe hatte.

Er hörte Schritte, dunkle Männerstimmen, Flüstern. Ächzend erhob er sich und zog den Vorhang vor dem großen Fenster beiseite. Sie sollten nicht glauben, dass er sich vor ihnen verkroch! Aber Lukas' Anruf heute früh hatte ihn doch verunsichert. Er sollte alles zuschließen, vorsichtig sein. Planten sie wieder etwas gegen ihn? Seit Beginn des Wahlkampfes waren schon zweimal Steine gegen die Scheibe geflogen, einmal war ein Riss im Glas gewesen. Zum Glück fror es nachts nicht mehr, sonst würde die Scheibe wohl zerbrechen. Er hatte Anzeige erstattet, aber was nützte das schon.

Es läutete, einer der Männer klopfte kräftig gegen das Holz der Eingangstür. Überrascht trat Brinkmann aus dem Wohnzimmer in den dunklen Flur und ging rasch zur Tür. Vielleicht brauchte ihn jemand im Dorf, hatte nach ihm ver-

langt, seinen Beistand erbeten. Er riss die Tür auf. Vor ihm standen zwei fremde Männer, einer davon in Polizeiuniform. Brinkmann atmete aus, die Enttäuschung stach in den Lungen. Diese Männer wollten garantiert nicht seine Hilfe. Sie erinnerten ihn vielmehr an die Trupps der NVA, die früher Lukas nach Hause gebracht hatten. Verlegene Polizisten, selber Väter, die schnell ihre Pflicht erfüllen wollten. Und zwischen ihnen Lukas, mit kurz geschorenen Haaren und in zusammengeliemenen Nazi-Uniformen, manchmal blutig geschlagen oder in Handschellen, aber immer den Blick hochmütig über ihn hinweggerichtet. Lukas war jetzt erwachsen, solche Dummheiten machte er nicht mehr oder wenn, wurde sein alter Vater nicht mehr benachrichtigt, es sei denn ...

»Hans Brinkmann? Pastor Brinkmann?«

Es war der Mann im Zivilanzug, der sprach. Brinkmann nickte. Hinten im Garten unter der alten Linde raschelte es. Auch der Uniformierte hatte es gehört, er drehte sich um. Der Mann in Zivil räusperte sich.

»Wir haben leider eine traurige Nachricht für Sie. Es geht um Ihren Sohn Lukas.«

Im Einkaufszentrum, in dessen Dachgeschoss sich die Radiostation befand, war Samstagnachmittagsbetrieb. Menschen schoben sich schwitzend mit riesigen Einkaufstüten aneinander vorbei, Kinder plärrten und wurden weitergezogen, penetrant gutgelaunte Popsänger schallten aus den Boxen in den Läden.

Emma blieb auf der Rollstreppe stehen, stellte ihre schwere Tasche zwischen die Beine und strich sich das Haar zurück. Eigentlich hatte sie heute zum Frisör gehen und vielleicht ein paar Sachen zum Anziehen einkaufen wollen. Im Grunde war sie erleichtert, dass ihr das jetzt erspart blieb. Sie hatte noch nie verstanden, dass manche Menschen das freiwillig und ohne größere Notwendigkeit machten.

Sie spürte die vertraute Erregung, die sie am Anfang eines Falles überkam – wer war dieser Lehrer, warum war er getötet worden? Eine Frau vor ihr auf der Treppe lachte schrill, der Drogeriemarkt posaunte Sonderangebote heraus. Emma atmete auf, als sie im Dachgeschoss die schwere Tür zur Station öffnete und den Lärm hinter sich lassen konnte.

Sie grüßte den Pförtner, der nur kurz von seiner Zeitschrift hochschaute, ihr zunickte und den Summer drückte. Der lange Flur zu den Redaktionsräumen war leer. Emma ging zu ihrem Platz in der Großredaktion, warf ihre Jacke über den Stuhl und fuhr den Computer hoch. Im Grunde gab

es keine fest zugewiesenen Arbeitsplätze, die Reporter und Redakteure sollten sich je nach Dienst zusammensetzen, um an den entsprechenden Tischgruppen, sogenannten Inseln, das Programm zu planen. Emma boykottierte das, wie alle ständigen freien Mitarbeiter. Sie setzte sich einfach immer wieder an den Platz, den sie sich ausgesucht hatte, und vertrieb mit freundlichem Lächeln und Beharrlichkeit andere Nutzer. Bei Sebastian, dem Redaktionsassistenten, hatte sie eine helle Schreibtischlampe und eine Berlinkarte beantragt und ihren Platz zum Zentrum der Polizeiredaktion ernannt.

Emma nahm ihren Block und ging rüber in die Sendezentrale. Susanne, die Wochenendredakteurin, saß am Regiepult. Als Emma die schwere Studiotür geöffnet hatte, warf sie ihr grüßend einen Blick über die Schulter zu, drehte sich dann wieder um und hörte weiter dem Nachrichtensprecher zu, der gerade die 15:30-Uhr-Meldungen verlas. Emma setzte sich in das schwarze Ledersofa für die Studiogäste und wartete. Der Sprecher war schon beim Wetter angelangt. Gleich kam die Schalte zur Verkehrsbeobachtung, dann der Jingle, die Begrüßung durch den Moderator und die erste Musik. Das alles folgte dem immergleichen Sendeschema, jeder Beteiligte kannte die Schritte, und die dafür notwendigen Regler auf dem Mischpult und alles, bis hin zu dem kleinen Versprecher, an den der Moderator einen Witz knüpfen konnte, lief nach Programm. Als PJ Harvey ihr Lied anstimmte und das rote Licht im Studio erlosch, drehte sich Susanne wieder zu Emma um.

»Es gibt eine Agenturmeldung, die ist aber mager. Hier, ich hab sie dir ausgedruckt. Mach bitte ein Update für die Meldungen um voll. Hast du genug für einen Beitrag?«

Emma nahm den Zettel entgegen und schaute oben auf die Uhrzeit. Er war von vor einer Stunde.

»Du brauchst mir keine Meldungen auszudrucken, ich muss sowieso aktuell in die Agenturen gucken. Und ein Beitrag klappt schon noch, aber höchstens eine Minute. Für 16:10?«

Die Redakteurin drehte sich wieder auf ihrem Stuhl und schaute in ihre Sendepläne. Dann schüttelte sie den Kopf.

»Da haben wir ein Live-Gespräch. Also 16:40.«

Emma nickte, zögerte und sagte dann:

»Warum hast du eigentlich den Ü-Wagen geschickt? Ich hatte doch gesagt, ...

»Ich glaube, das kannst du draußen nicht einschätzen.« Susannes Stimme klang unerwartet scharf, Emma sah sie erstaunt an. Die Redakteurin drehte sich mit Schwung wieder zu ihr.

»Da steckte einfach zu viel drin. Nachher berichten alle, und wir sind auf dem Nachbarschaftsfest, oder was?«

»Aber ich war ja vor Ort, ich hätte ...«

»Ich bin dir keine Rechenschaft schuldig, da musst du schon tun, was ich für richtig halte.«

Susanne lächelte kurz.

»Dafür sind wir schließlich da, oder?«

Emma starrte sie an. Eine unangenehme Stille lag im Raum. Andreas, der Nachrichtenmann, trat aus dem Sendestudio. Emma schaute erleichtert hoch, stand schnell auf und lächelte ihm entgegen. Er hielt ihr die Tür zum Flur übertrieben höflich auf. Emma deutete einen Knicks an und ging vor ihm durch die Tür.

An ihrem Platz im Büro spielte sie die Töne der Nachbarn und die knappen Aussagen des Polizeisprechers in das System ein. Bei den Worten des alten Mannes zögerte sie, entschloss sich dann aber, den Ton nicht zu verwenden. Es war etwas anderes, die Kollegen von der Presse über die

Angst vor Ausländern eines alten Mannes zu informieren, als so eine Vermutung in die Welt zu posaunen. Zur Sicherheit legte sie den Ton aber auf ihrem persönlichen Speicher ab. Sollte sich der Verdacht erhärten, könnte sie ihn immer noch bringen.

Sie wählte alle Nummern der Berliner Polizeipresse und landete immer wieder auf dem gleichen Anrufbeantworter. Dann ging sie die Handynummern der Pressestellenmitarbeiter durch. Der dritte war im Dienst. Einen neuen Stand der Ermittlungen konnte der Mann nicht liefern, sagte ihr aber, dass der Tote aus Brandenburg stammte und dass Kollegen die Familie bereits informiert hätten.

Emma schrieb einen kurzen Text und ging rüber ins Aufnahmestudio. Durch große Glasfenster sah sie ins Sendestudio und in den Regieraum. Der Moderator nickte ihr zu, während er ins Mikro sprach, Susanne hingegen tat so, als habe sie sie nicht gesehen. Emma schaltete den Sendeton aus und fuhr den Regler für ihr Mikrofon hoch. Sie schaute noch einmal zu Susanne, die demonstrativ in ihren Unterlagen blätterte. Emma fragte sich, ob sie sie verärgert hatte. Dann entschloss sie sich, das Ganze zu ignorieren. Sie war nicht für die Stimmung der Kollegen verantwortlich.

Ruhig und mit dem nötigen Nachdruck in der Stimme sprach sie den Text für den Beitrag auf und speicherte ihn im Schnittsystem. Als das Datum auf dem Monitor aufleuchtete, stockte sie. Jennis Todestag. Heute vor einem Jahr hatte sich ihre Freundin erhängt. Emma starrte auf die flimmernenden Ziffern. Dann drehte sie sich abrupt um und riss die Tür zum Flur auf.

Auf dem Gang sah sie Bente. Die Kollegin kam mit raschem Schritt auf sie zu und sprach dabei leise in ihr Telefon. Emma war erstaunt sie zu sehen, soweit sie wusste, hatte

Bente keinen Wochenenddienst. Sie ging über den Flur in das Redaktionsbüro und ließ die Tür für sie offen. Im Büro wartete die nächste Überraschung. Chefredakteur Manfred Schneider saß am Platz des Redaktionssekretärs und sah gerade die Agenturmeldungen durch. Emma blieb vor ihm stehen.

»Was ist denn mit euch los, Bente ist auch schon im Anmarsch. Habt ihr kein Zuhause?«

Sie lachte, aber Schneider blieb ernst und scrollte weiter durch die Agenturen. Emma wurde klar, dass etwas Besonderes vorgefallen war. Bente kam herein, Emma wollte sie ansprechen, registrierte dann aber, dass die Kollegin noch immer in ihr Handy sprach. Also warf sie ihr Blatt und den Stift auf den Schreibtisch, setzte sich und wartete ab.

Bente verabschiedete sich knapp am Telefon, fuhr den Computer an ihrem Platz hoch und warf sich in den Schreibtischstuhl. Sie wandte sich an Schneider, der ihr gegenüber saß.

»Keine Bestätigung.«

Schneider verschränkte die Arme und lehnte sich zurück.

»Shit. Ich muss Schulenburg informieren.«

Emma fasste an die Ecke ihres Schreibtisches und rollte schwungvoll mit ihrem Stuhl zur Tischgruppe der Kollegen.

»Was ist los?«

Schneider sah zu ihr. Er war unrasiert, und eine Strähne seines grauen Haares hing abgeknickt über den buschigen Brauen. Mit fahrigem Bewegungen nahm er eine Lesebrille ab und strich seine Haare nach hinten, die ihm sofort wieder über die Augen fielen. Für einen Moment sah Emma ihren verstorbenen Vater vor sich. Er hatte sich mit derselben nutzlosen Geste die Haare aus der Stirn gestrichen. Schneider war ihr Onkel, der Bruder ihres Vaters. Letztes Jahr hatte

er ihr nach dem Skandal in ihrer Heimatstadt Bremen eine Chance bei diesem Sender gegeben.

»Bente ist auf etwas gestoßen bei deinem Mordopfer.«

Emma sah zu der Kollegin, die mittlerweile auf der Tastatur ihres Computers tippte.

»Bei dem Toten von heute Morgen? Was?«

Bente drehte den Monitor ihres Computers so, dass die beiden auf den Bildschirm schauen konnten.

»Hier.«

Emma beugte sich gespannt zum Monitor. Bente hatte einen Internet-Blog aufgerufen, dessen Hintergrund in Schwarz-Weiß-Rot gehalten war. Mit dem Cursor fuhr sie an zahlreichen Eintragungen entlang.

»Ich bin in mehreren Blogs angemeldet, die mir automatisch melden, wenn es viel Bewegung gibt. Heute Morgen ist der Blog fast explodiert.«

Schneider setzte wieder seine Lesebrille auf und beugte sich vor.

»Was ist das für ein Blog?«

»Eine rechte Community, eingeführt von einem Parteimitglied der Rechten Liga. Der Blog ist vor allem in Berlin und Brandenburg aktiv.«

Bente war die Rechtsextremismus-Expertin der Redaktion. Seit vielen Jahren beobachtete sie die Szene und berichtete darüber.

»Hier«, Bente hielt an und öffnete eine Mitteilung. Emma sah ein schwarzes Emblem, ein Dreibein mit einem nach oben ragenden Stamm.

»Ein Kameraständer?«

Bente grinste.

»Könnte man meinen. Das ist die Yr-Rune, ein altnordisches Zeichen, das den Tod symbolisiert. Die Rechten be-



Mechthild Lanfermann

Wer ohne Liebe ist
Kriminalroman

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 480 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-74377-3

btb

Erscheinungstermin: Juli 2013

Ein toter Lehrer, eine verbotene Liebe, eine Ermittlerin zwischen den Fronten.

In Berlin Zehlendorf wird ein Mann ermordet in seiner Wohnung gefunden. Seltsame Codes im Internet bringen die Radioreporterin Emma Vonderwehr auf eine brisante Spur: Der allseits beliebte Grundschullehrer verkehrte in rechten Kreisen. In seinem brandenburgischen Heimatort findet Emma heraus, dass der Schlüssel zu dem Mord in der DDR-Vergangenheit des Opfers liegt. Weitere Menschen sterben und auch Emma steht auf der Liste der Täter. Die junge Journalistin muss sich entscheiden: Macht sie ihre Entdeckungen öffentlich um Schlimmeres zu verhindern oder verhält sie sich loyal zu ihrem Partner Kommissar Edgar Blume, der auf den Fall angesetzt ist?

 [Der Titel im Katalog](#)